

Christopher
Wilson

**GUTEN
MORGEN,
GENOSSE ELEFANT**

ROMAN

*Aus dem Englischen
von Bernhard Robben*

Kiepenheuer
& Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2018

Titel der Originalausgabe: *The Zoo*

© 2017 by Christopher Wilson

All rights reserved

Aus dem Englischen von Bernhard Robben

© 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © Quagga Media UG / akq-images

Autorenfoto: © Sophia Kennedy-Wilson

Gesetzt aus der Whitman und der Atrament

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05076-9

1. Bis zum Anschlag in Geschichte

Hauptstadt, 1954

Mein Klassenlehrer, Genosse Professor Michail Michailow, sagt, in Amerika gibt's Eis in hundertsiebenunddreißig verschiedenen Geschmacksrichtungen und dreihundertsechundsiebzig verschiedene Automodelle. Hier, in der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, gibt's nur fünf Automodelle. Alle schwarz. Und Eis schmeckt nach Eis oder nach Schokolade.

Aber sei's drum, in den kapitalistischen Vereinigten Staaten werden Menschen verachtet, vor allem Schwarze, und die Filme handeln bloß davon, wie man reicher als der Nachbar wird, Showgirls küsst und Ausländer abmurkst. Sogar die Komödien. Für uns hier im Vaterland gibt es dagegen Kameradschaft, Gerechtigkeit für alle, Freiheit für alle und dieses andere tolle Dings, das mit einem »S« anfängt und mit »ismus« aufhört. Außerdem noch die Sache mit »ologie« am Ende. Und das sogar für Tschechen und Aserbaidshaner. Manchmal selbst für Zigeuner. Oder für Juden. Also weiß ich für meinen Teil, welches das bessere Land ist für Leute und welches fürs Geld.



Nennen Sie mich Juri. Auch wenn ich auf viele Namen höre, auf *Juri Neunfinger* zum Beispiel oder auf *Juri der Bekenner* oder *Juri der Unsterbliche*, aber der vollständige, offizielle Name lautet Juri Romanowitsch Zipit.

Ich bin zwölfteinhalb Jahre alt und lebe in einer Personalwohnung im Hauptstadtzoo gleich gegenüber vom SeeLöwenteich hinter der Bisonweide, direkt neben dem Elefantengehege; und ich spiele gern Klavier, bin aber kein Sergei Rachmaninow, weil nämlich mein rechter Arm verkümmert ist und steif. Deshalb spiele ich meist nur Einhandstücke, wie sie für jene Armee der einarmigen Veteranen geschrieben wurden, die im Großen Vaterländischen Krieg eines ihrer Gliedmaße fürs Vaterland hergegeben haben.

Ich bin in der Fußballmannschaft der unter Dreizehnjährigen, also bei den Juniorpionieren, bin aber kein Lew Jaschin und spiele vierte Reserve, weil ich humple und meine Beine mich nicht rennen lassen, deshalb hole ich immer die Wasserflaschen. Ich bin gut in Biologie, bin aber auch kein Iwan Pawlow.

Ich bin beschädigt. Aber nur mein Körper. Und der Verstand. Nicht die Seele, die ist stark und ungebrochen.

Als ich sechseinviertel Jahre alt war, hatte ich das größte Pech. Ich ging gerade über die Jermilowastraße, als ein Milchwagen von hinten in mich reingerumst ist. Hat mich kopsibolter durch die Luft gepfeffert, bis ich auf den Boden geknallt bin, Kopf voran aufs Kopfsteinpflaster. Dann kam hinterrücks die Straßenbahn und ist über mich rüber.

So was hinterlässt einen bleibenden Eindruck.

Aber Papa ermuntert mich immer, das Beste aus meinem Mistgeschick zu machen. Er sagt »In jeder Wand findet sich eine Tür« und: »Was dich nicht umbringt, macht dich stärker.«

Wenn man sich bei ihm beklagt, egal wegen was – eine Ungerechtigkeit, Maden im Haferbrei, ein Hieb auf die Nase in der Schule oder weil man sich ein Bein gebrochen oder fünfzig Kopeken verloren hat –, sagt er: »Tja, da hast du noch Glück gehabt. Es gibt Schlimmeres im Leben.«

Wie sich herausstellt, hat er zu drei Viertel recht. Mit der Zeit sind die Stücke im Kopf wieder zusammengewachsen, offene Wunden verheilt, Knochen wurden gerichtet. Die Beine sind wieder gesund, im Großen und Ganzen jedenfalls, nur ein paar Brüche in meinem Hirn sind geblieben, die meisten in der Denkecke, weshalb ich auch keine klare Erinnerung dran hab, was vorher war.

In meiner Erinnerung gibt es also immer noch ein paar Löcher. Ich benutze falsche Wörter, kann die richtigen nicht finden oder krieg ihre wahre Bedeutung nicht zu fassen. Fakten fliegen zum Fenster raus; Gefühle gerinnen wie saure Sahne. Die Sinne verknoten sich, und dann fällt es mir schwer, mein Wissen zu entwirren. Konzentrieren fällt mir auch nicht leicht.

Außerdem heule ich manchmal ohne Grund. Na ja, ich schluchz eben vor Trauer. Hin und wieder wird mir auch schwindlig, und ich fall vornüber. Oder ich sehe helle Lichtblitze – in Orange, Gold und Purpur – und rieche komisches, ekliges Zeugs – verbranntes Haar, eingelegten Hering, Karbolsäure, Achselweiß oder faule Zitronen. Danach werde ich bewusstlos. Mir wurde gesagt, ich

zapple dann auf dem Boden, sabbere, und gelber Rotz läuft mir aus der Nase. So ist das, wenn ich einen Anfall habe. Hinterher kann ich mich an nichts erinnern, aber es gibt neue blaue Flecken, was gut ist, denn so erinnert sich mein Körper an das, was mein Hirn vergessen hat. Manchmal muss ich mir auch eine andere Hose anziehen, meist gleich sofort.

Ich bin also eher langsam und vergesslich. Nur in Spiel und Freizeit nicht – beim Schiffeversenken, Hängt-die-Faschisten, bei Schach oder Dame –, darin bin ich super, denn da liegt alles, was ich wissen muss, sichtbar und offen vor mir, weshalb ich einfach spielen kann, ohne mich erinnern zu müssen, was Donnerstagmorgen war, wie viele Seiten ein Dodekaeder hat, wie man Xanthippe buchstabiert oder wie die Hauptstadt von Usbekistan heißt.

Und so, sagt mein Papa, ist das Trottelige schön im Gleichgewicht mit meiner Cleverness. Ein *Pochemuchka* nennt er mich, ein Kind, das zu viele Fragen stellt, ein Quasselmaul ohne Bremse an der Klappe.

Außerdem hab ich noch ein Problem, und das ist der unglückselige Anblick von meinem Gesicht.

Leute starren mich an. Mein Gesicht. Und dann sehen sie was, was gar nicht da ist.

Sie beglotzen mich, stieren wie ein Tier im Scheinwerferlicht. Sie grinsen, ich grinse zurück, und ehe wir es uns versehen, quatschen wir und sind verloren; alles ist dann zu spät.

Papa sagt, die Leute können nichts dafür. Sie sehen das Mitgefühl in meinem Gesicht, finden Herzengüte in

meinen Augen, lesen Freundschaft aus dem Schlitz meines lächelnden Mundes.

Und ist das zu fassen? Sie glauben, mir läge was an ihnen. Obwohl sie totale, absolute, hundertprozentige Fremde sind. Sie denken, sie kennen mich. Von irgendwoher. Nur woher, das wissen sie nicht mehr.

Papa sagt, mein Aussehen ist ein Betrüger, ein schamloser Lügner. Er sagt, dass ich – auch wenn ich in vieler Hinsicht ein gutes Kind bin, sehr freundlich – nicht halb so gut bin, wie mein Gesicht es andeutet.

Papa sagt, mein Gesicht sei eine Laune der Vererbung, da sich zwei gewöhnliche Eltern zusammengetan haben und was Extremes und Auffälliges dabei herausgekommen ist. Ähnliches kennt man von Motten, Orchideen und mexikanischen Schwanzlurchen.

Er sagt, mein Gesicht sei das Beste an mir, geradezu preisverdächtig. Er sagt, mein Lächeln sei unbeschwert und offen, mein Gesicht nett mit regelmäßigen Zügen, der Blick direkt, aber sanft, was mir ein liebes, fürsorgliches Aussehen verleihe. Das allerfreundlichste Gesicht, das man sich nur wünschen kann; ein Gesicht, das jeden zu lieben scheint, der es anschaut.

Papa sagt, es sei ein Gesicht wie gemalt vom italienischen Künstler Sandro Botticelli, hätte der einen Engel von seiner besten Seite zeigen wollen, wie der sich gerade beim lieben Gott einschmeichelt.

Es macht mir Ärger, mein mitfühlendes, weit offenes, lächelndes Gesicht. Papa sagt, ich hätte eine wahrhafte Begabung dafür, mich unnötig und leichtsinnig in die privaten Angelegenheiten anderer Leute einzumischen.

Außerdem stellt er fest, dass ich trottelig bin.
Blöder als blöd.

Und dass ich rede, ohne erst nachzudenken.

»Pssst ...«, sagt er ständig. »Blödmann.«

Er sagt, als mein Kopf auf die Pflastersteine der Jermilowastraße knallte, sei jedes Fitzelchen Furcht aus mir herausgeschüttelt worden. Jetzt sind meine Frontallappen komplett leer, sagt er. Mein gesunder Menschenverstand verschwand gleich danach. Dicht gefolgt von meinem Taktgefühl, dann von meinen Hemmungen.

Natürlich gibt es eine Bezeichnung für meinen Zustand. Ich leide an *Impulsivität*, hervorgerufen durch ein *zerebrales Trauma*. Was nur heißen soll, dass ich viel rede, mich viel bewege, jede Menge Fragen stelle, mich rasch entscheide und aus einer Laune heraus handle, neue Lösungen für Probleme finde, ohne nachzudenken, Unhöfliches sage und Leute unterbreche, wenn sie sich irren, dass ich ständig mit Sachen rausplatze, immer wieder meine Meinung ändere, komische Tiergeräusche von mir gebe, viel Gefühl zeige, schnell ungeduldig werde und überraschend agiere. Damit bin ich wie andere Leute, nur wie viele andere Leute in einem.

Und ich freunde mich schnell an. Mit Menschen und mit Tieren. Ich rede gern. Mit allen und allem, mehr oder weniger. Und ich lerne gerne neue Tiere kennen. Vor allem Exemplare einer Rasse, mit der ich bislang noch nicht das Glück hatte, reden zu können.

Ich helfe gern. Selbst Fremden. Schließlich sind wir alle Kumpel und Genossen, auf der Welt, um uns gegenseitig zu helfen und irgendwie miteinander klarzukommen.

Insbesondere provoziere ich, was man *Leute-erzählen-mir-zu-viel-von-sich* nennen könnte, *auch-wenn's-geheim-und-beschämend-ist*, *Dinge-betrifft*, *die-man-nie-hören-wollte-oder-zu-hören-erwartete* und *womöglich-ein-gut-gehütetes-Geheimnis-sind*, *von-denen-keiner-der-Betroffenen-was-weiß*.

Wie eine *Beichte*, nur schlimmer.

Ein Magnet zieht Eisenspäne an, ich Geständnisse. Ganz stark. Aus allen Richtungen.

Ich brauche bloß mein Gesicht in der Öffentlichkeit zu zeigen, und völlig Fremde stellen sich in einer ordentlichen Reihe an wie in einer Warteschlange für *Kwas*, um mir ihre Geheimnisse ins Ohr zu träufeln.

Oft aber werden ihre Bekenntnisse widerlich.

»Ich bin ein nutzloser Alkoholiker«, sagt einer.

Oder: »Ich betrüge meine Frau jeden Donnerstagnachmittag mit der schielenden Ludmilla aus dem Farben-depot; ihre Brüste riechen nach Terpentin. Sie ist übrigens die Frau meines Bruders ...«

Oder: »Ich habe Igor Willodin umgebracht, habe ihm den Schädel mit einem Spaten eingeschlagen ...«

Oder: »Ich war das, der die Briefmarken aus dem Safe im Büro der Fahrradfabrik geklaut hat ...«

Manchmal laufen sie schamrot an. Gelegentlich schluchzen sie auch, ziehen schreckliche Grimassen oder fuchteln wie wild mit ihren Händen.

Dann muss ich sagen: »Tut mir leid ..., aber Sie verwechseln mich mit meinem Gesicht. Das ist viel freundlicher, als ich es bin, nur kann man ihm nicht trauen ... Natürlich mag ich Sie ..., aber ich kann mich nicht den Probleme-

men von allen Menschen annehmen. Nicht immerzu. Ich habe mein eigenes junges Leben zu leben.«

»Außerdem«, sage ich, »müssen Sie sich keine Sorgen machen. Alles in allem gesehen stehen die Dinge nie so schlecht, wie man meint ... Was geschehen ist, ist geschehen. Was einen nicht umbringt, macht einen härter. In jeder Wand findet sich eine Tür. Machen Sie das Beste aus Ihrem Mistgeschick. Man ist, wer man ist, in diesem Leben, und man ist anders als alle anderen. Ein anderes Leben als dieses gibt es nicht, also muss man sich zusammenreißen und weitermachen.«

Tante Natascha sagt, wie Raskolnikow in *Schuld und Sühne* will jeder in seinem Leben etwas gestehen, weil sie verstanden werden und Vergebung finden wollen.

Und seit Lenin Gott abgeschafft hat – gelobet sei der Herr, möge er in Frieden ruhen –, müssen sie sich wen anders suchen, einen, der ihnen näher ist.

Also entscheiden sie sich für mich.

Ich ermuntere zu Geständnissen, sagt Tante Natascha, weil ich so freundlich bin und mein Gesicht eine sanftmütige Liebenswürdigkeit verrät, die den Menschen alles vergibt.

Und dann sagt sie, dass sie Onkel Iwan verachtet, weil der ein Perversling ist, einer der schlimmsten Sorte, versucht er doch immer, sie zu küssen und seine Hand unter ihren Rock zu schieben, um ihr Dingsdabumsda zu begrabschen; außerdem will er sie Tag und Nacht pudern und pimpern, in jedem Zimmer im Haus, weshalb sie sich wünscht, er wäre tot.

Wenn man mich fragt, was mein Lieblingsessen ist, ant-

worte ich: polnische Schweinswürste mit Butterkohl und in Gänseschmalz gebratene Kartoffeln. Ich gebe es zu. Als Beilage dazu noch geschmorte Zwiebeln. Schön wär's. Dazu Wildpilze mit einem Schlag saure Sahne. Und zum Nachtisch Blaubeeren mit Eiscreme. Träumen darf man ja.

Hätte ich die Wahl, würde ich zu absolut jedem Essen Birkenensaft oder Kirschnektar trinken. Meine Lieblingsfarbe ist Rot, denn das ist die Farbe der Begeisterung, die Farbe von Samstag, der Revolution, unserer Fahne und die der Fußballshirts von Dynamo Hauptstadt. Mein Lieblingsspieler ist Torhüter Lew Iwanowitsch Jaschin, die Schwarze Spinne, mein Namenstag der achtzehnte November und mein Hobby, wilde Tiere zu studieren. Ich bin Mitglied im Junior-Biologen-Klub vom Hauptstadtzoo. Mein liebstes Tier im Zoo ist der Braunbär (*Ursus arctos*) und mein liebstes Nagetier die Severtzov-Birkenmaus (*Sicista severtzovi*).



Mein Papa ist Doktor Roman Alexandrowitsch Zipit, Professor für Veterinärmedizin, Fachgebiet Neurologie der Großhirnrinde, also ein Spezialist für alles, was im Kopf der Tiere schiefgehen kann, jedenfalls solange sie ein Rückgrat haben und im Hauptstadtzoo leben.

Vielleicht haben Sie schon von ihm gehört. Sie kennen sicher sein Foto im *Progressiven Journal für sozialistische Neurologie*. Er ist in der Hauptstadt hoch angesehen, also in den Kreisen kranker Tiere und bekloppter Leute. Fast

jeder, der sich für Elefantenhirne interessiert, kennt seine Arbeiten.

Und weil er ein weltberühmter, allseits respektierter Veterinär ist, darf er so weltberühmte Tiere behandeln wie Graf Igor, den jonglierenden Tiger aus dem Staatszirkus, das Rennpferd Goldene Glinka und Genosse Schostakowitschs Foxterrier Tomka.

Aber ich prahle nie damit, dass ich der Sohn eines berühmten Mannes bin, denn Prahlen kommt vor dem Fall. Und Papa ist nichts Besonderes. Nicht dem Anschein nach, dem Aussehen. Jedenfalls fällt er rein äußerlich kaum auf. Man müsste schon seinen Kopf aufschrauben und mit einer Taschenlampe in die Tiefen seines fantastischen, riesigen Hirns leuchten, um das Besondere an ihm erkennen zu können. Begegnet man ihm daher auf der Straße, denkt man sich nichts dabei, bewundert höchstens seinen Übermantel mit dem Astrachankragen. Außerdem geht er gebückt, humpelt, hat eine Glatze und trägt einen muffigen Geruch mit sich rum, so einen teerigen Mief nach Pfeifentabak.



Das, was ich erzähle, ist alles wahr. Absolut, komplett, total wahr.

Fast.

Bis auf die paar Kleinigkeiten, die ich ändere. Ändern muss.

Aber nur, was Zeiten angeht, Orte, Namen und Ereignisse. Denn was folgt, sind ziemlich komplizierte und höchst

vertrauliche Angelegenheiten und dubiose Ereignisse, die zu düsteren Geschehnissen führen.

Geheimnisse versteckt in der Geschichte.

Ich baue auf Ihr Schweigen. Außerdem will ich Sie beschützen.

Zu Ihrer eigenen Sicherheit.

Also, psssst.

Es könnte Ihnen schaden, wenn Sie hiervon erzählen, denn Sie dürfen nichts davon wissen. Überhaupt nichts. Bleiben Sie daher lieber stumm wie ein Fisch. Und blind wie ein Maulwurf.

Selbst heute verstehe ich nicht alles. Um es verstehen zu können, müsste man Georgisch wie ein Einheimischer reden und dreckige Witze wie ein mingrelischer Geheimdienstler erzählen können; außerdem sollte man ein Taschenmesser mit Griff aus Rentierhorn und extra Spezial-Dosenöffner besitzen, sollte zwei Flaschen Pfefferwodka trinken, dabei aber nüchtern bleiben können und Facharzt für Neurologie sowie ein hohes Mitglied im Politbüro mit einem Dokortitel in Meuchelmord sein.

Dinge stecken verborgen in anderen Dingen wie Puppen in Puppen. Es geht um Mord, Medizin und Theater, ums Kochen und Jonglieren, um Ränkespiel und Rollenspiel, um Elefanten und das Schicksal, all dies in einem Krimi, einer Gangsterstory, umwickelt mit mehreren Lagen Lügen, in eine Pappschachtel gestopft und weggesperrt in den Schrank unter der Treppe.



Die Ereignisse, über die ich schreibe, begannen vor einem Jahr in Karasowo unweit der Hauptstadt, als Papa und ich mitten in der Nacht aus dem Haus geschleppt und zu sehr wichtigen Leuten gebracht wurden.

Wichtiger als wichtig, möchte ich sagen.

Ungelogen.

Dazu gehörten unter anderem Joe, das Narbengesicht, Felix, der Jongleur, Alexei, der Schauspieler, Lew, Georgi, Nikita, Nikolai, Matriona, die Magd, und Kackgesicht Erik.

Aber lassen Sie sich nicht so leicht ins Bockshorn jagen, denn natürlich sind dies nicht ihre echten, richtigen Namen. Die zu nennen wäre gefährlich. Dasselbe gilt für Orte. Aber auch für andere Sachen.

Glauben Sie mir.

Und es gibt außerdem noch mehrere Personen und Titel, die ich nicht einmal nennen darf – den Gärtner des menschlichen Glücks zum Beispiel, den Ingenieur der menschlichen Seele, den Ersten Generalsekretär, Vizepremier, Diensthabenden, Marschall der slawischen Union, Pawel, den Torhüter, und *Wieheißsternoch*.

Verbringt man seine Zeit mit unnennbaren, hochrangigen Leuten, versinkt man nur allzu bald in der Kacke, in der Güllegrube der Politik. Verzeihen Sie mein Bulgarisch. Ehe man es sich versieht, steckt man bis zum Anschlag in Problemen, bis zum Hals in Geschichte.

Lassen Sie mich daher die Ratschläge meines Papas an Sie weitergeben:

Hock nicht so krumm da. Lächle keine Fremden an, man könnte das falsch verstehen. Wir leben in schweren Zeiten. Sei gewarnt. Putz dir die Nase, wenn sie tropft. Sei aufmerksam. Plappere nicht wie ein wild gewordener Affe. Denk an deine Manieren. Bleib auf der Hut. Schlurf nicht beim Gehen. Putz dir die Zähne, morgens und abends. Leg dich früh schlafen, wenn immer du kannst. Halt den Kopf gesenkt. Zieh frische Unterwäsche an. Trau keinem Fremden. Mach um Himmels willen die Tür zu. Halt den Rand. Bei unangenehmen Fragen stell dich doof. Geh zum Klo, so oft wie möglich. Du weißt nie, wann sich die nächste Gelegenheit ergibt. Schwafle nicht wie ein hirnloser Idiot. Und vor allem, rede nie über Politik oder gebe deine Meinung zum Besten, ohne vorher nachzudenken.

Papa sagt, Stille sei das Lied unserer Zeit und »psst« ihre Moral.

Am besten sei es, über das Offensichtliche oder das, was jeder weiß, gar nicht erst zu reden.

Wir leben in einer Welt, die das Schweigen verhätschelt und das Stumme liebt.

Unsere Nationalhymne ist die atemlose Ruhe.

Er sagt, wenn du schon deinen Mund aufmachen musst, solltest du dir sicher sein, dass das, was du sagst, so glatt und schlicht wie eine gekochte Nudel ist und vom Zentralkomitee abgesegnet, in der *Die tägliche Wahrheit* veröffentlicht oder in den Fünfjahresplan aufgenommen wurde. Gelobt sei der Mann aus Stahl, der nette Onkel, der Vater unseres Landes.

Und vor allem erzähl keine Witze.
Ganz besonders folgenden nicht:

Frage: Was hat tausend Beine und isst Kartoffeln?

Antwort: Die Warteschlange vorm Metzger.

Denn genau dieser Jux hat Gennadi Scharikow elf Jahre im Arbeitslager eingebracht. Lohnt sich also nicht, ihn zu erzählen. Jedenfalls nicht auf lange Sicht. Nur um sich in der Straßenbahn die Zeit mit einem Fremden zu vertreiben, der erst lächelt und dich dann verhaftet. Denn man weiß ja nie, mit wem man redet. Es könnte ein Oberst in Zivil vom Volkskommissariat des Innern sein. Und auch Wände haben Ohren. Hunger ist außerdem nicht lustig. Und es ist gemein, über anderer Leute Unglück und du-weißt-schon-was zu reden.

Was geschah, war alles sehr *dialektisch*, ein Wort, das keine ausländische Sprache meint, sondern widersprüchliche Kräfte, die aufeinanderprallen – wie zwei Hirsche, die sich wegen einer Kuh die Köpfe einrennen. Irgendwas muss da nachgeben. Und hinterher ist nichts wie vorher. Papa sagt, so funktioniert Geschichte, vor allem slawische Geschichte, weil sich hier die Dinge im Handumdrehen von schlecht zu schlechter und von schlechter zu schlimmer geht's nicht entwickeln können, und es fällt nicht leicht, tief und fest zu schlafen, genug zu essen oder wasserdichte, schneefeste Stiefel zu besorgen, auch wenn Aufregung, kalte Füße und Hunger zum Ausgleich sozialistische Musik, großartige Gemälde des sozialistischen Realismus und heroische Literatur hervorbringen

können. Alles zum Lobe der Partei. Alles eine Huldigung des Stählernen.



Übrigens liebe ich es, neue Wörter zu benutzen wie *dialektisch*, *epizentral*, *Duodenum*, *diagonal*, *monströs*, *Scharlatanerie* oder *infinitesimal*, um damit dann wie verrückt um mich zu werfen, bestimmt eine Woche lang, bis sie ihren Glanz verlieren und ganz *fatigant* und *desinteressant* werden.

Aber glauben Sie mir, was folgt, ist so wahr, so unappetitlich und unauslöschlich wie das rote Geburtsmal auf meiner rechten Pobacke, von dem Papa behauptet, es sähe bis aufs Haar genauso aus wie der junge Genosse Lenin im Profil, Gesicht nach links.

2. Hermann der Hunne

Ich wurde 1940 geboren, als dunkle Wolken aufzogen; neun Monate, ehe Hermann der Hunne in unser Vaterland einfiel. Trotzdem, sagt Papa, sollten wir deshalb nicht gleich sämtliche Fritze hassen, sondern bloß den Nazi-Abschaum, diese verbrecherischen Anhänger von Ihr-wisst-schon-wer, die hauptstädtischen, hegemonistischen Dingenskirchens, die Kriegstreiber, Faschisten und Imperialisten, nicht die anständigen Feld-und-Wiesen-Fritzen, die Gaffer und Kartoffelköpfe, unsere proletarischen Hunnenbrüder.

Er sagt, wir dürfen nicht vergessen, dass es viele gute Deutsche gab, sogar ein paar große, kreuz und quer durch die Geschichte versprenkelt – Dichter, Wissenschaftler und Künstler, selbst normale Menschen –, die nie, nicht ein einziges Mal, in die Sowjetunion einmarschiert sind, unsere Ernte verbrannt, unsere Städte zerbombt, unsere Häuser geplündert, unsere Frauen vergewaltigt und unser Volk abgeschlachtet haben.

Papa kann aus dem Effeff haufenweise Namen guter Deutscher runterrattern, mindestens einen für jeden Finger an beiden Händen – Leute wie Mozart, Luther, Marx, Goethe, Engels, Beethoven, Kant und wen-weiß-ich noch –, nur merk ich bald, dass die meist längst tot sind.

Wir wohnen im Personalgebäude vom Hauptstadtzoo,

zwei Stockwerke mit geschnitzten Fensterläden, schickem Giebel und einem langen Balkon überm Eingangstor mit Blick auf den Teich. Im Haus gibt es sechs Wohnungen. Drei auf jedem wie-heißt-das-Wort-noch-mal?

So sind die Wärter, Aufseher und Pfleger immer vor Ort und können sich Tag und Nacht um die Tiere kümmern. Auch während des Großen Vaterländischen Krieges haben wir ausnahmslos unseren Beitrag geleistet, selbst die Tiere, und der Zoo blieb auch bei den schwersten Bombenangriffen geöffnet. Und weil die Tiere oft verletzt wurden, von Schrapnellen oder herabfallendem Mauerwerk, war Papa als Hauptveterinär ständig im Dienst.

Manchmal aber blieb nichts weiter zu tun, als zur Pistole zu greifen und das verletzte Tier von seinem Elend zu erlösen. Danach war es nur noch ein blutender Kadaver, der auf dem Rücken lag, die gespreizten Beine steif in die Höhe. Da es aber eine Sünde ist, während einer Hungersnot gutes Essen verkommen zu lassen, fingen wir an, das Fleisch zu verteilen. Das Personal bekam was ab, ebenso die Fleischfresser, unter anderem die großen Katzen. Und wir genossen einige seltene Delikatessen, die dem Rest der Hauptstadt nicht vergönnt waren, Salamander-Souvlaki etwa, mit Kohl gefüllter Lemur, gegrilltes Nabelschwein mit wildem Meerrettich oder Löwenschenkel, keine traditionellen slawischen Gerichte, sondern völlig neu für die sozialistische Küche. Auch wenn das Fleisch oft sehlig und zäh war und die Gerichte nur selten so köstlich schmeckten, wie sie klangen, waren sie meist doch besser als altes Roggenbrot und kalter Hirseeintopf.

Papa sagt, den mutigsten, tapfersten Tieren wie den Lö-

wen und Bären haben die Bomben meist nicht viel ausgemacht, aber die Strauße, Waschbären, Bisons, Rehe und Hirsche, die haben sich jedes Mal fast zu Tode erschreckt. Die Affen wurden außerdem mit der Verdunklung nicht fertig, heulten und kreischten immerzu ganz erbärmlich und hatten Angst vor der Düsternis, da sie klug genug waren, die Schwärze mit ihren Fantasien zu füllen.

1944 haben die Deutschen eine Bombe aufs Maschinenhaus abgeworfen und den Generator in die Luft gesprengt, weshalb das Personal und die Mitglieder des Junior-Biologen-Klubs die empfindsamsten Tiere, also jene, die am meisten auf die Wärme angewiesen sind, mit nach Hause genommen haben und manchmal mit ihnen das Nachtlager teilen mussten. Aus diesem Grund lag ich nachts mit Petra, dem Tigerbaby, im Bett, mit Fjodor, dem verwaissten Otter, mehreren tropischen Reptilien und einer Babyziege, die so flink und geschickt war, dass sie vom Kamin Sims auf den Bilderrahmen springen und darauf stehen bleiben konnte.

Außerdem kann ich mit Gewissheit festhalten, dass sie alle weder sauber noch stubenrein waren. Wie oft bin ich im Dunkeln wach geworden, weil die Matratze feucht war, dabei bin ich es nicht gewesen, der ins Bett gepinkelt hat. Und die Fußbodendielen waren oft rutschig und glitschig. Einmal hat der Fritz Brandbomben abgeworfen, und eine davon ist im Gehege von Schango, dem Elefanten, gelandet. Er raste auf und ab, trompetete laut vor Wut, und weil er das schreckliche Zischen und den aufsteigenden Rauch nicht mochte, beschloss er, die Bombe tief in den schlammigen Grund zu trampeln.

Die tägliche Wahrheit brachte daraufhin einen Artikel mit der Schlagzeile: *Genosse Elefant löscht Brand fürs Vaterland*, ein aufschlussreicher Artikel, der allen Lesern zeigen sollte, dass selbst die Zootiere ihren Teil bei den Kriegsanstrengungen leisteten. Für seinen außergewöhnlichen Beitrag zur Brandbekämpfung bekam Schango den Alexander-Newski-Orden verliehen, eine bronzene Medaille an rotem Band mit gelben Streifen, getragen auf der rechten Brust. Er ist höher angesehen als der Kriegsverdienstorden, obwohl er einem mürrischen, unkameradschaftlichen Elefanten verliehen wurde, der mit seinem Rüssel Scheiße auf die Besucher regnen lässt oder ihnen damit Steine an den Kopf wirft.

Heute leben nur noch Papa und ich in unserem Apartment. Wir haben zwei Schlafzimmer, ein Wohnzimmer und eine Küche für uns allein, weil Papa Professor und Chefarzt ist und weil die Behörden das zweite Schlafzimmer nicht wieder vermietet haben, nachdem der stellvertretende Veterinärbeamte Gregor Malenkow an einer Bushaltestelle was Falsches gesagt hatte und daraufhin in ein Lager bei Kolyma geschickt worden war.

Mama ist Ärztin. Ich war fünf Jahre alt, als sie uns ganz plötzlich verließ. Das geschah vor meinem Unfall, weshalb ich in meinem Kopf keine deutlichen Bilder mehr von ihr habe. Allerdings gibt es sieben Fotos, die uns zusammen zeigen. Sie hat darauf blondes welliges Haar, breite Lippen und eine große hübsche Nase. Meist lacht sie. Oft fasst sie mich an, hält mich in den Armen, und später, als ich schon älter war, umklammert sie meine Hand oder umarmt mich. Papa fehlt meist auf den Fotos,

oder er steht mürrisch am Rand. Ich frage mich oft, wie anders das Leben wohl wäre, wenn sie noch mit uns zusammenleben würde.

Papa sagte, sie sei nach Norden gereist, um bei wichtigen medizinischen Forschungen zu helfen, und käme erst in ein paar Jahren zurück. Außerdem würde sie uns nicht oft schreiben können, hätte uns beide aber immer noch sehr lieb.

In meiner Schule hat Andrei Maximow mir allerdings erzählt, das Volkskommissariat des Innern habe Mama wegen gesellschaftlich gefährlichem Dies-oder-das verhaftet und zu acht Jahren Arbeit in einem Lager bei Kolyma verurteilt. Er weiß das, weil sein Onkel Modest am selben Tag verhaftet wurde und im Freiheit-und-Frieden-Gefängnis in einer Nachbarzelle saß; anschließend hat man ihm zwölf Jahre wegen schlichtweg rein gar nichts aufgebremmt. Wegen niente, null-komma-gar-nüsch.

So ist das Leben. Man weiß einfach nicht, was man glauben soll, obwohl doch jeder weiß, für *nichts* kriegt man mindestens gleich neun aufgebremmt.

Andrei sagt, die Polizei sei gekommen, um einen Nachbarn zu verhaften. Weil diese bestimmte Person aber außer Haus war, haben sie nebenan geklopft und stattdessen Onkel Modest verhaftet. Nur um ihr Soll vollzukriegen.

Manchmal wünsche ich mir, Papa würde eine von seinen drei Freundinnen bitten, bei uns zu wohnen, weil dann alle glücklicher wären. Denn auch wenn er über die meisten Dinge viel zu viel weiß, kann er doch nicht gut kochen; es fehlt an Wärme, Gewürz und Geschmack. Und die Wäsche ist auch nie mehr so glatt, trocken und weiß

wie früher. Er mag ja ein guter Vater sein, aber es fällt ihm nicht leicht, Gefühle zu zeigen, weshalb er oft unwirsch wirkt, steif, distanziert und mit feuchten Augen gerade dann rumläuft, wenn er sich richtig um mich kümmern müsste.

Anna, Genossin Elefantenkustodin, besucht uns am häufigsten, meist Dienstags- und Freitagsabend. Sie kocht was Warmes, fragt mich nach meinen Schularbeiten, nach meinen Freunden, näht Risse in meinen Kleidern und stopft Löcher in den Socken. Gehe ich ins Bett, bleiben sie und Papa noch auf und diskutieren Dickhäuterpolitik.

Anschließend fläzen sie sich auf dem Sofa und werden zum Pärchen, jeder mit jedem. Da wird poussiert und geturtelt, gestreichelt, gegrunzt und gekeucht, was irgendwann in ein rhythmisches Geräusch wie gedämpftes Hämmern übergeht. Gegen Ende entfährt Genossin Anna manchmal ein lang gezogener Laut, der wie das Gebell von einem Seelöwen klingt, der sich unvermutet über einen Hering freut, was alle Tiere rundum einen Moment lang zur Ruhe kommen lässt. Und die Nacht erstarrt, um zu lauschen, still und stumm.



Solang ich mich erinnern kann, stehen zwei gepackte Koffer in unserem Flur; der eine ist für Papa, der andere für mich. Sie stehen im rechten Winkel zueinander, und dazwischen sind ein paar Meter Platz, woraus ich schliesse, dass wir beide, sollten sie einmal gebraucht werden, nicht zusammen verreisen.

Er hat mir gesagt, würde er je aus irgendeinem Grund plötzlich verschwinden müssen, sollte ich meinen Koffer nehmen und auf der Stelle und unabhängig von ihm zu Tante Nataschas Wohnung in der Galinkostrasse fahren. Und ich soll nur mit ihr reden, mit niemandem sonst. Er sagt, in den Koffern seien Kleider, Seife, eine Zahnbürste, Kleinkram und Geld. Und noch ein bisschen was Persönliches, aber auch ein paar Familiendinge. Er sagt, was wofür ist, würde ich schon verstehen, wenn die Zeit gekommen sei, allerdings dürfe ich den Koffer niemals vorher öffnen.

Papa sagt, für den Umgang mit Fremden und passend zur heutigen Zeit müsse ich fünf neue Gebote auswendig lernen.

Denk nicht.

Musst du denken, rede nicht.

Musst du denken und reden, schreibe nicht.

**Musst du denken, reden und schreiben,
unterschreibe nichts.**

**Musst du denken, reden, schreiben und
unterschreiben, wundere dich nicht.**

Es ist halb acht abends, und es ist dunkel. Die Wölfe stimmen den Abendchor an, rufen nach den Wärtern, die ihnen ihr Futter bringen sollen. Die Gibbons kreischen sich den neusten Affentratsch zu.

Papa und ich sitzen am Kieferntisch in der Küche und essen mit rohen, geraspelten Zwiebeln bestreute Makkaroni.

Wenn doch alle Zwiebeln so lecker wären – rot geädert, süß, scharf und säuerlich. Da tränen einem die Augen nur vom Ansehen.

Es klopft so heftig an die Tür zu unserer Wohnung, dass Holz von den Scharnieren splittert. Ich flitze in den Flur, um unseren ungeduldigen Besuchern aufzumachen.

Es stehen zwei Männer im Eingang, hell angeleuchtet von der nackten gelben Glühbirne auf dem Treppenabsatz. Der eine ist blass, hager und hässlich, der andere rosig, dick, verschwitzt und hässlich; Letzterer mit Ledermantel, und er keucht vom Treppensteigen.

»Wir sind wegen Genosse Professor Doktor Roman Alexandrowitsch Zipit hier«, sagt der Hagere.

»Wer ist da?«, ruft Papa.

»Zwei Leute vom Geheimdienst«, rufe ich über die Schulter zurück. »Die wollen zu *dir*. Ein Dicker außer Atem und ein Dürrer mit gelben Zähnen.«

Wären sie echte Geheimagenten und hätten sich, sagen wir, als versoffene Straßenkehrer oder stinkige Müllmänner verkleidet, könnten wir das natürlich nicht wissen, aber diese hier protzen mit ihren Klamotten, bevorzugen ausländische Sachen, die sie von Touristen konfisziert oder Schwarzmarkthändlern gestohlen haben, weshalb man sie sofort erkennt.

Ich höre, wie Papa den Teller beiseiteschiebt und vom Tisch aufsteht. Er bewegt sich langsam, bedächtig und kommt zur Tür, als hätte er genau diese Störung erwartet.

»Ja?«, fragt er zögerlich und muss zweimal schlucken.

»Wir sind vom Ministerium für Staatssicherheit, Genosse. Sie kommen sofort mit uns.«

»Aber ich habe nichts getan«, protestiert mein Vater. »Gar nichts ...«; er verstummt. Seiner Stimme ist plötzlich ein leiser Zweifel anzumerken, so als hätte er sich gerade daran erinnert, doch, vielleicht, vor einiger Zeit, mal etwas getan zu haben.

Was sich von selbst versteht. Sogar Kinder wissen das. Irgendwann hat jeder *irgendwas* getan. Und wenn man auch nur eine Kleinigkeit gestohlen, ungefragt geredet, ein bisschen gelogen oder was nicht zugegeben hat. Letztlich aber kommt es nicht darauf an. Es heißt, die Staatssicherheit mache keine kleinlichen, persönlichen Unterschiede, für sie ist jeder verdächtig und jeder Verdächtige schuldig.

»Wir wissen alles über Sie.«

»Ach ja?«, fragt Papa.

»Ja«, sagt der Hagere mit Stahlbrille, ein dünnes Lächeln um die rattengelben Zähne. »Wir wissen, wen Sie geheiratet haben. Wir kennen Ihre Studienzeugnisse. Wir wissen, was Sie für Arbeiten geschrieben haben, kennen Ihre Körpergröße, Ihr Gewicht und Ihr Alter.«

»Wir kennen Ihre Blutgruppe«, sagt der Rosige, Verschwitzte, »den Geruch Ihrer Fürze, den Zustand Ihrer Zähne, Ihr Verdauungsproblem, Ihre sexuellen Vorlieben und wissen über Ihr Rumgefummel im Dunkeln Bescheid. Wir wissen sogar, was auf der Konferenz in Smolensk gelaufen ist, im Zimmer 147, mit der Dermatologin ...«

»Ach ja?«, fragt Papa und läuft dunkelrot an. Er klingt besiegt, resigniert.

»Aber jetzt werden Sie gebraucht«, sagt Rosig & Verschwitzt. »Sie werden dringend gebraucht. Um einen Patienten zu behandeln.«

»Was für einen Patienten?«, fragt Papa.

»Das dürfen wir Ihnen nicht sagen«, antwortet Stahlbrille.

»Das brauchen Sie nicht zu wissen«, sagt Ledermantel.

»Ich muss Instrumente mitnehmen, Medizin«, sagt Vater.

»Sie erklären mir also lieber, um welche Spezies es sich handelt, und geben mir eine ungefähre Vorstellung von dem Problem, das mich erwartet.«

»Spezies?«, fragt der Schmallippige.

»Was für ein Tier«, sagt Vater und breitet hilflos die Arme aus. »Was soll ich behandeln? Ein Reptil, einen Vogel, ein Säugetier?«

»Wir veranstalten hier kein Quiz, sondern befehlen Ihnen, Ihre Pflicht zu tun.« Stahlbrille raschelt mit einem gelben Blatt Papier. »Sie lassen jetzt alles stehen und liegen und begleiten uns.« Mit einem Stirnrunzeln sieht er mich an und wedelt mit der Hand, um mich fortzuschicken, so wie man einen Hund in seine Ecke schickt.

Der andere bäugt mich mit gerunzelter Stirn und zieht so seine Schlüsse.

Ich sehe die Beule in seiner Manteltasche. Man erkennt sofort, dass er eine Waffe trägt.

»Erschießen Sie Leute?«, frage ich. »Oft?«

»Pssst«, sagt er.

»Mit Ihrem Revolver?«, erkläre ich. »Mit dem da in Ihrer Tasche.« Ich zeige darauf.

Er runzelt wieder die Stirn.

»Ein Nagant?«, frage ich, »ein M1895?«

Der Nagant ist ein alter siebenschüssiger Revolver mit Spannabzug und hohem Abzugswiderstand. Es heißt, er sei besonders bei der Geheimpolizei beliebt.

»Haben Sie den Lauf gekürzt?«, frage ich, denn das wird oft gemacht.

Er sagt »Pssst«, dreht sich zu Papa um und fragt: »Ist dieses unerwünschte Geräusch, dieser grinsende Schwachkopf, Ihr Sohn?«

»Der Junge meint es nicht böse, er weiß es nur nicht besser.«

»Warum lächelt er uns an, als ob er uns mag?«

»Ja, was hat das zu bedeuten?«, fragt der Dicke.

»Hält er uns für seine *Freunde*?«, fragt der Dürre.

»Er hat einen traumatischen Hirnschaden«, antwortet Papa. »Von einem Unfall. Und er hat Anfälle. Ich darf ihn nicht allein lassen, weil er nicht auf sich aufpassen kann.« Ich werde rot, als ich so zum Idioten abgestempelt werde. So plötzlich, so ohne Vorwarnung. Die beiden Männer blicken sich an, ohne zu lächeln.

»Anfälle?«

»Er leidet an Epilepsie, aber er trägt meine Instrumente«, sagt Vater. »Ich habe ihn zu meinem Assistenten ausgebildet. Er mag ein Idiot sein, doch ist er ein nützlicher Idiot. Ohne ihn könnte ich nicht arbeiten.«

Auf diese Weise erhalte ich mein Freifahrtticket für die Fahrt mit Papa. Also huschen wir hinaus in die tintenschwarze Nacht und den tröpfelnden Regen, gefolgt von zwei Geheimagenten, ich mit Papas extragroßer, superguter Ledertasche voller Instrumente für alle Eventualitäten, da wir nicht wissen, ob wir eine Maus, ein Nashorn oder wer-weiß-was behandeln müssen. Kaum durch die Personenschleuse und auf dem Bürgersteig, kommen zwei Polizisten in Uniform, legen uns eine Hand auf den

Rücken und dirigieren uns zu einem großen schwarzen Auto am Straßenrand.

Und jetzt raten Sie mal.

Echt ungelogen.

Dieses Auto ist eines von *denen*. Ja, genau, ein SIS-110, sechs Liter Hubraum, acht Zylinder, über hundertvierzig PS. Höchstgeschwindigkeit hundertsechzig. Dreiganggetriebe, den Rückwärtsgang nicht mitgerechnet. Blinker und elektrische Scheibenwischer. Dieser Wagen ist so gut, dass die Amerikaner die Pläne geklaut haben, um danach ihren Packard Super-Eight zu bauen.

Wir fahren im Konvoi. Vorn ein GAS-12 SIM, dahinter ein GAS-M20 Pobeda, eine Parade der sozialistischen, slawischen Topklasse-Limousinen.

Bald brausen wir dahin, in westlicher Richtung vorbei am Pobedy-Park, Scheinwerfer auf Fernlicht und mit vollem Karacho über rote Ampeln. Als wären wir superwichtige Leute auf einer spätabendlichen Geheimmission.